

# An der Oberbaumbrücke

Als Kreuzberger Pflanze bin ich nahe der Grenze zu Ost-Berlin aufgewachsen. Die Mauer war für mich normal, so wie die Ruinen, die abgeschnittenen Straßenbahnschienen und die großen Schilder "Sie verlassen jetzt West-Berlin". Bei manchen schrieben wir darunter: "...und knallen mit dem Kopf an die Mauer!"

Solch ein Schild stand auch an der Oberbaumbrücke, hier war fast das Ende von Kreuzberg und unserer Stadt. Ost-Berlin gehörte damals für uns ja nicht dazu. Zwar gab es auch die Schlesische Straße, die noch etwas weiter östlich führte, zum tatsächlichen Ende, aber da kamen wir kaum mal hin.

Die Oberbaumbrücke war etwas besonderes. Hier stand zwar die Mauer quer drüber, aber sie hatte einen Durchlass, denn die Brücke war auch ein Grenzübergang. Der Durchgang war etwa zwei Meter breit, nur Fußgänger konnten ihn benutzen. Direkt dahinter stand ein Wachturm, dessen Fenster vergittert waren. So nah am Westen wollte man wohl sicher sein, dass kein Grenzbeamter stiften geht, denn der Abstand betrug gerade mal einen halben Meter. Das Ufer der Spree war an dieser Stelle gleichzeitig die Grenze. Da die DDR ihre Mauer nicht mitten im Wasser aufbauen konnte, stand sie gegenüber, etwa 50 Meter vom Friedrichshainer Ufer entfernt. Sie ist heute die East Site Gallery. Von der Kreuzberger Seite kam man bis ans Wasser heran.

Dass der Fluss hier auf voller Breite zu Ost-Berlin gehörte, wurde einigen Kindern zum Verhängnis. Mehrmals fielen am Groebenufer (heute: May-Ayim-Ufer) kleine Jungs ins Wasser und kamen die 2 Meter Uferbefestigung nicht hoch. Zwar existierte auch ein Abstieg bis auf Wasserhöhe, aber Polizei und Feuerwehr durften nicht eingreifen und auch andere Helfer fanden sich meist nicht. Deshalb ertranken hier auf den 300 Metern **mindestens vier Kinder**, die man sonst vielleicht hätte retten können. Als 15-Jähriger erlebte ich einmal solch eine Situation mit, die jedoch glimpflich ausging: Wieder war ein kleiner Junge über die Absperrung geklettert, ausgerutscht und ins Wasser gestürzt. Da es damals warm war, waren viele Leute in der Nähe, die eingreifen konnten. Ein Mann zog sich sofort bis auf die Unterhose aus und sprang ins Wasser. Gegenüber lag immer ein Patrouillenboot der Grenztruppen in Bereitschaft, sie gaben Gas und fuhren Richtung Unglücksort – der für sie aber offenbar ein Tatort war. Noch während der Fahrt hatten die Soldaten nichts Besseres zu tun, als den Helfer über Lautsprecher aufzufordern, "das Territorium der DDR sofort zu verlassen".

Angesichts der sich anbahnenden Tragödie war das unglaublich. Von Kreuzberger Seite aus wurden Holzbretter ins Wasser geworfen, damit sich der Mann und der Junge daran festhalten konnten. Dort wo die Treppe bis ans Wasser führte, hob der Retter das Kind auf den ersten Absatz. Der Junge wurde sofort nach oben gezogen und kam mit dem Schrecken davon. Der Mann jedoch konnte nicht so schnell hochklettern. Das Grenzboot fuhr weiter auf ihn zu, offenbar wollte man ihn verhaften. Um dem Mann zu helfen, hielten wir Äste ins Wasser, damit er sich daran hochziehen könnte. Die Grenzler aber waren mittlerweile so nah dran, dass sie ihn zwischen Kaimauer und Boot einklemmten und gleichzeitig versuchten, ihn an Bord zu ziehen. Von unserer Seite aus schlugen einige Leute auf die Vopos ein, ich versuchte mit einem Freund, das Boot mit Stangen vom Ufer wegzudrängen. Endlich konnte jemand den Mann aus dem Wasser ziehen, nun war auch er in Sicherheit.

Während der ganzen Aktion wurden wir vom anderen Ufer aus beobachtet und von dort sowie vom Boot aus fotografiert. Den Beamten war es wichtiger, die "Grenzverletzer" zu bekämpfen, als dem Verunglückten zu helfen. Dieses Erlebnis hat mich tief getroffen und mein Verhältnis zu den "Organen" der DDR dauerhaft geprägt. Später rächte ich mich für das Erlebte. Mehrmals ging ich mit Freunden nachts neben der Oberbaumbrücke runter an die Spree. Wir ließen Bretter oder kleine Flöße ins Wasser, auf denen benzingetränkte Lumpen lagen, die wir anzündeten. Wenn die Grenzboote zum Löschen kamen, bewarfen wir sie mit Steinen.

Aber es gab auch andere Situationen. In mancher Sommernacht saßen die Pärchen am Ufer, den Blick auf das schwarze Wasser und den hell erleuchteten Todesstreifen, die Hände streichelten den Partner. Wir haben nichts mehr um uns herum wahrgenommen, küssen, fühlen, ein unauffälliger Orgasmus, selten wurde man von

Spaziergängern gestört. Diese schönen Erlebnisse waren das Kontrastprogramm zur Kälte der Grenzanlagen gegenüber.

Mitte der 1980er Jahren ging ich öfter mal nach Ost-Berlin rüber, weil ich dort Freunde gefunden hatte. Der Übergang auf der Oberbaumbrücke lag am nächsten und so lernte ich ihn auch von innen kennen. Damals stand gleich hinter der Brücke, quer über die gesamte Breite, das zweistöckige Grenzgebäude. Hier musste ich immer wieder mal zur Kontrolle in einen der kleinen Räume, in denen nur ein Tisch stand. Ausziehen, Kontrolle, selbst im Hintern, Kleidung und Gepäck wurden akribisch gefilzt. Manchmal kam noch ein Verhör dazu, wohin ich wollte, und warum. Es war nicht wirklich schlimm, aber immer sehr unangenehm und eines Tages wurde ich als "unerwünschte Person" zurückgewiesen. Bis zum Sommer 1989 war dann Schluss mit Hauptstadt der DDR.

Als kurz nach der Maueröffnung die Grenzanlagen an der Oberbaumbrücke abgebaut wurden, war das ein tolles Gefühl. Plötzlich stand ich mitten auf der Brücke und niemand konnte mir was. Die beiden Türme waren damals noch im Zustand von 1961, im Krieg beschädigt, die Dächer fehlten. Jemand hatte die Stahltür herausgerissen, so konnte ich mit einem Freund nach oben klettern. Wir genossen den Blick über die Spree, in den Sonnenuntergang. Ein anderes Mal nahmen wir Holz mit nach oben und entzündeten dort ein Feuer, es war wie eine riesige Fackel.

Schon bald nach der Wiedervereinigung sollte die Oberbaumbrücke auch für den Autoverkehr geöffnet werden. Vor allem von Kreuzberger Seite gab es dagegen heftige Proteste, weil absehbar war, dass der Verkehr stark zunehmen würde. Mehrere Male wurden Barrikaden gebaut und angezündet, es gab Blockaden und Demonstrationen, aber vergeblich. Die Brücke erhielt eine Komplettsanierung, sogar Straßenbahnschienen wurden eingebaut, und heute ist sie die einzige Autoverbindung zwischen Kreuzberg und Friedrichshain. Ruhe findet man hier nicht mehr, selbst die Straßenseite zu wechseln ist ein Risiko. An der Ufermauer aber spielen immer noch Kinder und abends sieht man hin und wieder Jugendliche, eng umschlungen, ohne ihre Umwelt wahrzunehmen. Die Oberbaumbrücke ist noch immer eine schöne Kulisse für romantische Momente.

ANDI 80

Foto: Roehreensee, 1986. [Lizenz](#)



---

## Horchen und kucken

Als junger Westler war ich natürlich irgendwann auch mal neugierig, wie das Leben auf der anderen Seite der Mauer so aussah. Über die Musik bekam ich Kontakt nach Ost-Berlin, zu anderen Jugendlichen und zu Künstlern. In den 80er Jahren durfte ich dann auch ohne Zwangsumtausch ganz offiziell auf "Geschäftsreise" in die DDR, besuchte Musiker und Konzerte von Rostock bis Karl-Marx-Stadt [heute Chemnitz].

Politisch war ich in Bezug auf die DDR sehr naiv. Ich fand in Ost-Berlin Freunde, mit denen ich durch die Gegend zog, Parties feierte und nachts am Strand des Müggelsees Sex hatte. Zwar war ich "bei mir im Westen" politisch aktiv, mit Hausbesetzungen und in der autonomen Szene. Aber in Bezug auf die DDR war ich erschreckend naiv. Ich konnte es gar nicht verstehen, dass die Grenzler meine Musikkassetten mit Liedern von Wolf Biermann nicht so toll fanden, dabei war er doch auch aus der DDR...

Für meine Freunde brachte ich vor allem Schallplatten von Udo Lindenberg mit. Nachdem sie mir aber an der Grenze auch die abgenommen haben, wurde ich konspirativer. Ich besorgte mir Klassik-Platten, die waren unverdächtig, und löste von denen die Label ab. Die kamen über die Aufkleber der Lindenberg-Platten und auch das Cover wurde ausgetauscht.

Ursprünglich ging ich über den Grenzübergang Friedrichstraße, weil ich das Durcheinander der Gänge so spannend fand. Doch eines Tages wurde ich wieder mal in einen extra Raum geführt. Ich musste alles abgeben, mich nackt ausziehen und in allen Körperöffnungen untersuchen lassen. Dann ging es zum Verhör, wen ich denn treffen wollte und warum, wer meine Schallplatten bekommen sollte usw. Ich antwortete wahrheitsgemäß, fühlte mich etwas schuldig, aber nicht wirklich kriminell. Zum Schluss wurde mir eröffnet, dass man die Schallplatten konfisziert hat, ich aber einreisen dürfte. Ich hatte ja in West-Berlin schon öfter Ärger mit der Polizei gehabt, Verhöre und auch Schläge waren mir nicht ganz unbekannt. An diesem Tag erfuhr ich aber das erste Mal, wie es ist, wenn man nach der Freilassung auch noch verfolgt wird – und zwar so offen, dass ich es merken musste. Mein Freund Ralf in Lichtenberg hatte ein Telefon und so konnte ich ihm die Lage erklären. Wir trafen uns am Alexanderplatz und er nahm mich dort demonstrativ in den Arm und küsste mich. Dann setzten wir uns an den Brunnen der Völkerfreundschaft und zählten ganz offen all die Kameras, die von den umliegenden Gebäuden den Platz beobachteten. Das war schon auffällig genug und als wir dann herumliefen, konnten wir sehen, wie die steuerbaren Kameras uns folgten und andere uns ins Visier nahmen. Ralf fragte mich, ob ich den Roman "1984" kenne und dass der auch in der DDR spielen könnte. Nach dem Besuch habe ich ihn gelesen.

Seitdem reiste ich nur noch über die **Oberbaumbrücke** ein. Die lag nicht nur näher an meinem Wohnhaus, sondern die Grenzübergangsstelle war auch viel kleiner als am Bahnhof Friedrichstraße. Die Kontrollen dort kamen mir anfangs tatsächlich weniger scharf vor, doch auch dort gab es natürlich die Stasi-Leute.

Es war wie immer: Von der Kreuzberger Seite aus ging ich neben dem niedrigen Wachturm durch die Gittertür und überquerte die Spree. Am Ende, kurz vor der Mühlenstraße, stand ein zweistöckiges Gebäude, über die gesamte Breite der Brücke. Ein tiefes Durchatmen, dann betrat ich den Vorraum. Ausweiskontrolle wie immer, dann wollte ich weiter nach hinten zum Zoll. Stattdessen aber stellten sich mir zwei Herren in Uniform in den Weg. Sie führten mich in ein kleines Zimmer, und nach der gewohnten Durchsuchung von Taschen und Körper bekam ich plötzlich andere Kleidung gereicht. Meine Klamotten kämen zur genaueren Kontrolle etwas später.

Diesmal gab es ein Verhör, das wesentlich aggressiver war als alles, was ich bis dahin an der Grenze erlebt hatte. Man warf mir vor, in der DDR kriminelle Handlungen vorgenommen zu haben, staatsgefährdende Hetze und Schmuggel. Natürlich war ich völlig aufgelöst und ängstlich, die Vernehmer schrien mich an, drohten mit Gefängnis und dass im Westen niemand etwas davon erfahren würde.

Sie wollten unbedingt Namen und Kontakte erfahren, die ich in der DDR hatte. Vorher hatte ich mir nie etwas dabei gedacht und meine Freunde wussten auch ganz genau, dass ihre Behörden von unseren Kontakten wissen. In dem Verhör wurden sie nun aber auch als Staatsfeinde hingestellt und ich spürte eine Verantwortung für sie. Trotz der Drohungen fühlte ich als Westbürger eine gewisse Sicherheit, ich nahm tatsächlich an, dass sie mich gar nicht für längere Zeit einsperren könnten. Deshalb mauerte ich und zählte nur noch die Leute auf, bei denen ich wusste, dass sie von dem Kontakt wissen.

Mitten in der Vernehmung musste ich dann in einen winzigen, etwa einen Quadratmeter kleinen Raum, der kein Fenster hatte, nur einen Stuhl. Hier saß ich gefühlte zwei bis drei Stunden ohne jeden Kontakt. Dann wurde ich nochmal den Vernehmern vorgeführt, die mich fragten, ob ich noch eine Aussage zu machen hätte. Gleichzeitig warfen sie mir meine Kleidung zu und ich musste mich vor ihren Augen umziehen, während ich rumstotterte, dass ich nichts weiter zu sagen habe. Sie fassten mich an beide Arme und brachten mich zu der Tür, an der ich Stunden zuvor das Gebäude betreten hatte. Dort wurde mir mitgeteilt, dass ich als "unerwünschte Person" nicht mehr in die DDR einreisen dürfte.

Als ich über die Brücke zurück nach Kreuzberg lief, war ich nicht nur total frustriert, sondern auch froh, der so bedrohlichen Situation endlich entgangen zu sein. Vor allem aber machte ich mir Sorgen. Meine Freunde konnten ja nicht einfach über diese Brücke gehen und ich war mir sicher, dass sie ebenfalls Ärger bekommen haben. Erst viel später erfuhr ich über indirekte Kontakte, dass sie Ralf tatsächlich zum Verhör geholt hatten. Aber danach passierte nichts mehr, außer dass er im Betrieb noch mehrmals auf seine "verbotenen Kontakte" angesprochen

wurde. Wahrheitsgemäß konnte er aber antworten, dass er mich seitdem nicht mehr getroffen hat.

In den folgenden Monaten versuchte ich immer wieder, ein Visum zu bekommen. Alle paar Wochen stellte ich beim "Büro für Besuchsangelegenheiten" am Waterlooufer einen Antrag, doch fast immer wurde er abgelehnt. Nur einmal erhielt ich ein Visum, dabei wollte ich nur testweise einreisen, ohne Ralf oder jemand anderes zu besuchen. Doch am Grenzkontrollpunkt wurde ich wieder zurückgewiesen, die Erteilung des Visums war wohl ein Fehler oder eine Schikane. Erst im Herbst 1989, zwei Monate vor dem Mauerfall, erhielt ich ohne Probleme ein Visum und wurde auch nach Ost-Berlin durchgelassen. Zwar gab es eine scharfe Kontrolle, mehr aber nicht. Es war, als wäre vorher nie etwas geschehen.



---

## Grenzübergänge

Seit der Gründung der DDR bis zu ihrem Verschwinden 1990 gab es zwischen West- und Ost-Berlin sowie zwischen West-Berlin und dem Umland zahlreiche Grenzübergänge. Bis zum Mauerbau war die Grenze innerhalb der Stadt relativ offen, an der Straßen standen zwar Polizisten, diese kontrollierten aber vor allem Fahrzeuge und auch mal die Taschen der Passanten.

Ab dem 13. August 1961 änderte sich das, die Zahl der Grenzübergangsstellen wurde massiv reduziert. Da es die ersten Jahre für Berliner praktisch keine Möglichkeit mehr gab, in den jeweils anderen Teil der Stadt zu kommen, reichten die wenigen Übergänge auch aus.

Hier werden nur die Grenzübergangsstellen beschrieben, die bis zum Mauerfall in Betrieb waren.

### **Bornholmer Straße**

Auf der Bösebrücke sowie östlich davon befand sich der nördlichste innerstädtische Grenzkontrollpunkt. Weltweit bekannt wurde er, weil er der erste war, der in der Nacht des Mauerfalls geöffnet wurde. Deshalb trägt das Grundstück neben der Straße heute den Namen "Platz des 9. November 1989".

Dieser Grenzkontrollpunkt durfte von West-Berlinern nicht genutzt werden. Das besondere an diesem Übergang war, das er teilweise über den Gleisen der damaligen Reichsbahn lag – und diese ebenfalls getrennt waren: Kurz hinter dem alten Nordkreuz am Gesundbrunnen gelegen wurden nach der Teilung der Stadt die Schienennetze von Ost- und West-Berlin getrennt. Unter der Bösebrücke verliefen sie dann parallel – mit der Mauer dazwischen. Der ebenfalls unter der Brücke befindliche S-Bahnhof konnte nicht mehr genutzt werden.

### **Chausseestraße**

Dies war ein richtiger Kiez-Grenzübergang, der die Bezirke Mitte und Wedding verband. Hier verlief die Grenze in einigem Zickzack, der Übergang lag in einer Ecke der Mauer. Noch im April 1989 wurde der Kontrollpunkt zum Schauplatz eines Fluchtversuchs. Zwei Männer hatten den Schlagbaum übersprungen und wollten in den Westen rennen. Grenzpolizisten stoppten sie aber mit Warnschüssen und konnten sie verhaften.

### **Invalidenstraße**

Dieser Grenzkontrollpunkt diente vor allem als Übergang für DDR-Bürger, wenn sie denn das Land verlassen durften. Dort wurden aber auch unerwünschte Bürgern nach West-Berlin abgeschoben, so wie 1977 die Jenaer Liedermacher Pannach und Kunert sowie der Schriftsteller Jürgen Fuchs, sie alle gegen ihren Willen.

Der Übergang an der Sandkrugbrücke war auch Schauplatz mehrerer gescheiterter Fluchten. Nur neun Tage nach dem Mauerbau wurde wenige Meter neben der Brücke der junge Ost-Berliner Günter Litfin aus Weißensee erschossen. Er war das erste Maueropfer in Berlin. Zwei Jahre später versuchten 12 junge Männer und Frauen mit einem Autobus die Grenzsperrern zu durchbrechen, was ihnen jedoch nicht gelang. Mehrere von ihnen wurden durch

Schüsse verletzt.

### **Friedrichstraße**

Auch mitten in den Bahnhof Friedrichstraße wurde ein Grenzübergang eingebaut. Praktisch war die gesamte Bahn-Anlage geteilt, in einen Bereich auf Ost-Berliner Seite und einem vor den Kontrollen.

Die unten liegenden S- und U-Bahnhöfe gehörten noch zur "Westseite". Hier hielten die Züge der West-Berliner Bahnen, die Ost-Berlin unterquerten und dort ansonsten an keiner anderen Station anhielten. Die oben liegende Bahnhofshalle war durch eine Stahlwand komplett in zwei Teile getrennt. In der nördlichen Halle hielt die Ost-Berliner S-Bahn, die dort Endstation hatte. Im südlichen Teil kam die Bahn, die zuvor im West-Berlin über die Stadtbahn gefahren ist und ihrerseits im Bahnhof Friedrichstraße endete.

Unter diesen Gleisen, mitten im Bahnhofsbauch, befanden sich die Kontrollen für die Ein- und Ausreise, aber auch Arrestzellen und Vernehmungsräume. Es war ein Labyrinth von Gängen angelegt worden, das die Orientierung erschwerte. Die Einreisenden verließen den Bahnhof auf der Südseite zur Georgenstraße hin. Wer die DDR verlassen wollte, betrat den sogenannten "Tränenpalast" nördlich des Bahnhofs.

Über geheime Türen war es möglich, Agenten unauffällig von einer auf die andere Seite der Kontrollen zu schleusen. 1976 und 1978 konnten mehrere RAF-Terroristen über diesen Weg nach Ost-Berlin einreisen, 1979 nutzte sie aber auch der Stasi-Überläufer Werner Stiller zu seiner Flucht aus der DDR.

### **Checkpoint Charlie**

Dies ist der wohl berühmteste Grenzübergang in Berlin. Hier fanden mehrere Fluchtversuche ihr Ende, in der Nähe verblutete der DDR-Bürger Peter Fechter.

Der Checkpoint Charlie war ein Ausländerübergang und wurde vor allem von den Alliierten genutzt. Dort fand auch die Konfrontation statt, bei der sich im Oktober 1961 US-amerikanische und sowjetische Panzer drohend gegenüberstanden. Vorausgegangen war eine Grenzkonfrontation von östlicher Seite, die einen westlichen Alliierten nicht unkontrolliert in den Ostsektor lassen wollten.

Der Checkpoint Charlie war auch Beobachtungspunkt der Geheimdienste. Während der KGB und die DDR-Staatssicherheit in einem Gebäude an der Ecke Friedrich- / Krausenstraße saßen und den damals freien Platz überschauen konnten, nutzte der US-Geheimdienst Räume über dem Café Adler an der Ecke zur Zimmerstraße.

### **Heinrich-Heine-Straße**

Der Grenzübergang am Moritzplatz wurde vor allem für den Waren- und Postverkehr zwischen Ost- und West-Berlin genutzt.

1963 versuchten drei Männer mit einem LKW, die Sperren zu durchbrechen. Sie wurden jedoch beschossen und schwer verletzt. Zwar schafften sie es noch über die Grenze, der Fahrer starb aber noch vor Ort. Eine weitere Flucht zu Weihnachten 1965 endete ebenfalls tödlich.

### **Oberbaumbrücke**

Die gesamte Brücke gehörte zum Grenzkontrollpunkt. Er war ausschließlich für Fußgänger gedacht und konnte auch nicht von Autos befahren werden.

An der Kreuzberger Seite stand die Mauer mit einem schmalen Durchlass sowie einem niedrigen Wachturm. Nach Friedrichshain hin war quer über die Straße das zweistöckige Kontrollgebäude errichtet worden.

### **Sonnenallee**

Dieser Grenzübergang war nicht für Westdeutsche und West-Berliner nutzbar. Nur Ausländer, Alliierte und Diplomaten durften ihn passieren, sowie DDR-Bürger, die nach West-Berlin einreisten.

### **Waltersdorfer Chaussee**

1963 eröffnete dieser Übergang vor allem dazu, von West-Berlin aus den Flughafen Schönefeld erreichen zu können. Außerdem durften West-Berliner Bürger ihn für Reisen in die DDR nutzen.

## **Lichtenrade / Mahlow**

Der Grenzkontrollpunkt am Kirchhainer Damm war ausschließlich Müllfahrzeugen der BSR vorbehalten, für ihre Transporte von West-Berlin zur Deponie in Schöneiche.

Etwas einen Kilometer weiter westlich war noch für 1990 ein neuer Übergang für die Bevölkerung geplant, der aber nicht mehr realisiert wurde.

## **Dreilinden / Drewitz**

Der Kontrollpunkt Dreilinden (auf DDR-Seite: Drewitz) war der wichtigste Übergang auf dem Transit zwischen West-Berlin und der Bundesrepublik. Er wurde erst 1969 eröffnet, vorher befand er sich weiter westlich. Der Name wurde von dort übernommen, denn eigentlich hätte er "Zehlendorf / Kleinmachnow" heißen müssen.

Der reine Autobahnübergang hieß bei den West-Alliierten "Checkpoint Bravo".

## **Dreilinden / Drewitz (alt)**

Der alte Kontrollpunkt befand sich an und auf der Brücke über dem Teltowkanal neben Albrechts Teerofen. Da die Autobahn hier jedoch kurzzeitig zweimal zwischen West-Berlin und DDR-Gebiet wechselte, wurde der Übergang am 15. Oktober 1969 verlegt.

## **Wannsee / Griebnitzsee**

Der Übergang Richtung Potsdam auf der Glienicker Brücke ist vor allem bekannt durch seinen dort stattgefundenen Austausch von Agenten der USA und der Sowjetunion. Er diente aber auch als Übergang für Angehörige der Militärverbindungsmissionen. Privatpersonen durften ihn nicht benutzen, so dass West-Berliner, die nach Potsdam wollten, einen großen Umweg machen mussten.

## **Heerstraße**

Der Transitübergang zwischen West-Berlin und dem niedersächsischen Lauenburg war bis zum Jahresende 1987 in Betrieb. Da die Strecke in der DDR nicht über Autobahnen führte, durften sie auch Reisende mit Mopeds oder Fahrräder benutzen, sofern sie den Weg am selben Tag bewältigen konnten.

## **Heiligensee / Stolpe**

Der Kontrollpunkt Heiligensee (auf DDR-Seite: Stolpe) ging im Dezember 1987 mit der Öffnung der Autobahn in Betrieb. Er diente als Ersatz für den gleichzeitig geschlossenen Übergang Heerstraße.

## **Andere**

Neben all diesen regulären Grenzübergängen gab es noch einige, die eine spezielle Funktion erfüllten. Zum Beispiel der Kontrollpunkt **Kohlhasenbrück**, über den Bewohner der Exklave **Steinstücken** ihr Dorf erreichen konnten. Wer dort nicht wohnte, wurde auch nicht durchgelassen. Erst mit einem Gebietsaustausch wurde die Straße nach Steinstücken an das West-Berliner Gebiet angeschlossen und konnte ohne Kontrollen erreicht werden.

Das gleiche Problem existierte im Norden mit dem Übergang **Bürgerablage**, der zu den Exklaven Erlengrund und Fichtewiese führte. Hier wurde erst 1988 ein Gebietstausch vorgenommen und der Übergang abgebaut.

Weiterhin existierten Grenzbahnhöfe, auf denen eigene spezielle Kontrollen stattfanden. In Erinnerung sind die Hunde, die unter den Waggonen nach eventuellen Flüchtlingen suchten. Neben der Friedrichstraße gab es die Grenzbahnhöfe **Wannsee / Griebnitzsee**, **Spandau / Staaken** sowie **Neukölln / Treptow Güterbahnhof**.

Nur zum Warenverkehr dienten die Wasser-Grenzübergangsstellen **Teufelsseekanal / Hennigsdorf**, Teltowkanal **Dreilinden / Kleinmachnow** (ab 1981) und **Nedlitz/Jungfernsee** sowie der Kontrollpunkt in der Spree an der **Marschallbrücke**.

Was viele schon vergessen haben: Nach dem Fall der Mauer 1989 existierten die Grenzübergangsstellen auch weiterhin. Zwar wurde ihre Zahl schnell erhöht, trotzdem musste man schon wenige Tage nach der Maueröffnung wieder seinen Ausweis zücken, wenn man die Grenze passieren wollte.



---

# Die toten Kinder von der Spree

Zwischen Kreuzberg und Friedrichshain gehörte die Spree auf der vollen Breite zu Ost-Berlin, das Kreuzberger Ufer jedoch zum Westen. Kurz vor der kaputten Oberbaumbrücke hatte sich vor der Teilung Berlins eine Anlegestelle für Ausflugsdampfer befunden, dort führten ein paar Stufen zu einer Plattform auf dem Niveau der Wasseroberfläche hinunter. Obwohl der Abgang mit einer Stange gesperrt war, kam man leicht dort runter. Erst recht als Kind. Und es war ja auch spannend, so direkt ans Wasser zu können, denn gegenüber sah man die Boote der DDR-Grenzpolizei. Leider bezahlten mehrere Kinder dieses Erlebnis mit ihrem Leben.

Vor allem, wenn es geregnet hatte, war die Plattform sehr rutschig. Aber auch sonst war das Ufer gefährlich, teilweise war die Kaimauer im Krieg beschädigt und immer wieder mal brachen ganze Stücke heraus.

Fünf Kinder fielen zwischen 1972 und 1976 am Groebenufer (heute May-Ayin-Ufer) ins Wasser der Spree. Passanten, Polizei und die Feuerwehr durften sie jedoch nicht herausziehen, weil das Wasser eben schon zu Ost-Berlin gehörte. Anders als bei Fluchtversuchen waren die Grenzboote bei solchen Unfällen nicht sofort zur Stelle, sondern erst, als es zu spät war. Warum trotzdem nie jemand den Mut hatte, die zwischen 5 und 8 Jahre alten Kids aus dem Wasser zu ziehen, weiß man nicht.

Der 8-jährige Cengaver Katrancı stand am 30. Oktober 1972 gegen 13 Uhr im Stadtteil Kreuzberg zusammen mit einem Freund am Ufer und fütterte Vögel. Dabei verlor er das Gleichgewicht und stürzte in die Spree. Die alarmierte und rechtzeitig erschienene Feuerwehr von West-Berlin durfte nicht eingreifen. Ein Boot der Ost-Berliner Feuerwehr hielt sich in der Mitte des Flusses auf, durfte sich aber nicht ohne Genehmigung dem westlichen Ufer nähern.

Der kleine Italiener Giuseppe Savoca (6 Jahre) fiel 1974 an der selben Stelle ins Wasser, als er ein Spielzeug rausfischen wollte, das ihm in den Fluss gefallen war.

Auf die gleiche Weise starb im Mai 1975 auch Çetin Mert, dem an seinem 5. Geburtstag ein Ball in die Spree gerollt war. Die Trauerfeier für ihn wurde zu einem Massenprotest gegen das DDR-Grenzregime.

Der 6-jährige Andreas Senk erkrank, weil ihn ein anderes Kind ins Wasser geschubst hatte.

Siegfried Kroboths Familie war aus Ost-Berlin geflüchtet, nachdem seine Schwester dort ermordet und in die Spree geworfen worden war. Kurz nach seinem 5. Geburtstag fiel er 1973 beim Spielen mit einem Freund in den Fluss, auch er konnte nicht mehr gerettet werden.



---

## Das alte Berlin und seine Spree

Berlin und die Spree hängen enger zusammen, als andere Städte und ihre Flüsse. Berlin wurde aus der Spree gebaut, viele der Gründerzeithäuser in Kreuzberg, Mitte oder dem Prenzlauer Berg entstanden aus Ziegeln, die ihren Weg von Rüdersdorf über die Spree in die Stadt fanden. Doch die gemeinsame Geschichte reicht viel weiter in die Vergangenheit zurück, ohne die Spree würde es unsere Stadt vermutlich gar nicht geben. Denn es waren deren flacheren Stellen, die hier die Ansiedlung förderten. Zwei Städte gründeten sich im 13. Jahrhundert, Berlin und Cölln, getrennt nur durch die Spree. Berlin befand sich am heutigen Nikolaiviertel, Cölln auf der Spree-Insel, wo später das Schloss und noch später der Palast der Republik stand. Cölln und Berlin wurden 1307 zu "Berlin-Cölln" vereint, 1442 wieder getrennt, um schließlich 1710 wieder zur gemeinsamen Stadt Berlin zu verschmelzen. Schon damals war die Spree zugleich ein trennender und verbindender Fluss, das sollte sich im 20. Jahrhundert wiederholen.

Und sie war immer auch ein Fluss der Mauern. Die massive Festungsanlage um beide Städte, die 1683 fertiggestellt wurde, bezog sogar ein Teil der Spree mit ein. Heute ist von der gewaltigen Anlage kaum noch etwas zu sehen, nur

der merkwürdige Verlauf mancher Straßenzüge (z.B. Hausvogteiplatz, Krausnick-, Runge- oder Neue Schönhauser Straße) zeugen von dieser Geschichte.

Die Grenzen der Stadt verliefen auch immer über die Spree hinweg. Und da Wasser keine Mauern trägt, musste man sich etwas anderes einfallen lassen, um die Funktion der Grenze dort zu sichern. Zur Zeit der großen Befestigung wurde der Fluss nach Einbruch der Dunkelheit einfach geschlossen. Dort, wo die Spree in die Stadt hinein floss, zog man abends einen langen Baumstamm quer über's Wasser. So konnten keine Schiffe unbemerkt nach Berlin einfahren. Diese Methode gab dem Ort seinen Namen: Oberbaum. Er befand sich nahe der heutigen Jannowitzbrücke, der Stadtausgang mit dem Unterbaum war etwa an der jetzigen Friedrichsbrücke, zwischen Dom und Nationalgalerie.

Doch die Festungsanlage aus dem 17. Jahrhundert wurde bald zu klein, die Stadt wuchs und keine 50 Jahre später entstand eine neue Grenze mit der Akzisemauer. Diese diente nun weniger dem Schutz vor Angreifern, als der Sicherung der Steuern und verhinderte auch die Desertation von Soldaten aus der Stadt. Manche U-Bahn-Stationen weisen noch auf den Verlauf hin. Das Brandenburger Tor ist der letzte noch erhaltene Durchlass, und in der Hannoverschen Straße finden sich – integriert in einen Neubau – ein paar Meter der letzten originalen Reste der Stadtmauer.

Nahe des Schlesischen Tores wurde nun erneut ein Oberbaum installiert. 1732 entstand ein hölzerner Spree-Übergang, 154 Meter lang. Die Oberbaumbrücke, wie wir sie heute kennen, kam erst 160 Jahre später, in Form eines mittelalterliche Stadttors wurde sie 1895 eröffnet. Da gab es die Stadtmauer schon seit 30 Jahren nicht mehr und auch keinen Oberbaum.

Der Unterbaum befand sich zwischen 1732 und 1865 etwa an der Stelle, wo das Reichstagsgebäude fast an die Spree stößt. Mit dem Abriss der Stadtmauer verlor auch er seine Funktion.

Keine 100 Jahre später jedoch verlief wieder eine Grenze, wo sich einst Ober- und Unterbaum befanden. Auf der Oberbaumbrücke stand zwischen 1961 und 1989 ein Grenzübergang, nur für Fußgänger zu passieren. Die Spree gehörte in ganzer Breite zu Ost-Berlin und so bewachten bewaffnete Soldaten auf Patrouillenbooten die Staatsgrenze der DDR. Vor allem in den 70er Jahren kamen hier mehrmals Kinder ums Leben, die beim Spielen ins Wasser gefallen waren .

Auch am Ort des einstigen Unterbaums starben Menschen während der Teilung. Sie hatten versucht, an der einstigen Grenze von Ost- nach West-Berlin zu flüchten. Hier die Filmaufnahme einer Flucht direkt am ehemaligen Unterbaum, vier Menschen schafften es damals im Herbst 1988 nach West-Berlin:

<http://www.youtube.com/watch?v=tlzv2AQStcl>

Heute erinnert dort kaum mehr etwas an die Geschichte dieses Ortes, nur eine kleine Tafel klärt die Touristen auf. Dass hier einst die Grenze der Stadt und später sogar eine Staatsgrenze verlief, ist nicht zu erkennen.



---

## Notaufnahmелager Marienfelde

Das ehemalige Notaufnahmелager Marienfelde symbolisiert wie kein anderes die Auswirkungen der Teilung Deutschlands und Berlins. West-Berlin war für die meisten DDR-Flüchtlinge das Nadelöhr in den Westen – das Notaufnahmелager in Marienfelde der erste Anlaufpunkt. Rund vier Millionen Menschen verließen zwischen 1949 und 1990 die DDR in Richtung Bundesrepublik. Hier in Marienfelde wurden rund 1,35 Millionen Menschen aufgenommen, versorgt, der komplizierte Stationen-Durchlauf über alliierte und deutsche Nachrichten-Dienste sowie der Abflug in die Bundesrepublik organisiert.



Als "Symbol der Freiheit und Hoffnung" stand dieser Ort fast vierzig Jahre im internationalen Rampenlicht: Ort der Hilfe, Datenquelle und somit gleichzeitig politischer Seismograph. Der an- und abschwellige Strom der Eintreffenden zeigte Entwicklungen in der DDR auf.

Die mitgebrachten Nachrichten flossen in alliierte und westdeutsche Informationspools. Fluchtmotive, Stationen im Notaufnahmелager, Start in den Westen und weitere Aspekte von Flucht, Aus- und Übersiedlung stehen im Mittelpunkt der Ausstellung der Erinnerungsstätte auf dem ehemaligen Lagergelände. Bild- und Sachdokumente sowie eine originale Flüchtlings-Wohnung gestatten informative Einblicke in den Flüchtlingsalltag und seine Organisation.

Heute erinnert am authentischen Ort eine Ausstellung an Ursachen, Verlauf und Folgen der deutsch-deutschen Fluchtbewegung. Warum entschloss sich der Einzelne, die DDR zu verlassen? Wie überwand er die Grenze, und wie empfing ihn der "Goldene Westen"?

### **Erinnerungsstätte Notaufnahmелager Marienfelde**

Marienfelder Allee 66-80, 12277 Berlin

Tel. 030 – 7500 8400

S-Bhf. Marienfelde, Bus M77 bis Stegerwaldstraße

Öffnungszeiten: Di-So 10.00-18.00 Uhr

Führungen Mi und So 15.00 Uhr und nach Vereinbarung

Eintritt frei, Führungen: 2,50 EUR / erm. 1,50 EUR

Die Erinnerungsstätte ist behindertengerecht.

[www.notaufnahmелager-berlin.de](http://www.notaufnahmелager-berlin.de)

---

Foto: Bundesarchiv, B 145 Bild-P060303 / CC-BY-SA [CC-BY-SA-3.0-de  
([www.creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/deed.en](http://www.creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/deed.en))]

---

## Von Springer zu Döblin

### **Grenzgänge II**

Wie sich das anhört: Von Springer zu Döblin! Es ist aber ein direkter Weg. Der Döblin-Platz, in dessen Nähe mein heutiger Weg enden wird, hat noch ein bisschen von dem Berlin, in dem Alfred Döblins Alexanderplatz lag. Und das braun-goldene Springer-Hochhaus in der Kochstraße, das wie ein Wachturm an der Grenze steht, hat noch etwas von der alten Bundesrepublik. Mein heutiger Weg an der Grenze von Mitte und Kreuzberg verläuft aber in einer Gegenwart, in der DDR und Alt-BRD prähistorisch sind: Wir können zwar noch sehen, wo diese Staaten waren, aber gerade diese Reste sind dafür da, sich nicht zu erinnern. Die Gegenständlichkeiten nehmen uns die Arbeit des Erinnerns ab. Ich komme aus der U-Bahn, Kochstraße. Mein Spaziergang beginnt in der Zimmerstraße mit roten Arbeitern vor dem blauen Himmel über der grau-blau verchristeten Baustelle der "12 Geschäftshäuser mit Läden, Büros, Tiefgarage"; im Frühling wird die Verpackung fallen und den direkten Rossi freigeben. "Scheiße", ruft einer der Arbeiter vom gleißenden Dach. Die Wirklichkeit ist zu direkt, sie produziert Kalauer. Gegenüber den "12" Geschäftshäusern, die in ihrer Verhüllung wie eine einzige Burg aussehen, ein Abstellplatz mit Mauer-Memorabilien, die niemand mehr braucht. Das mannshohe Holzkreuz mitten unter den Baumaterialien, Erinnerung an einen dramatischen Mauertoten, wird nicht lange mehr hier bleiben. Und wenn es hier bleiben wird, wird es eine Verfremdung erfahren haben, in der der Name Peter Fechter nicht mehr der Name eines Menschen sein wird, kaum eines Ereignisses, ein verrosteter Säbel, den Kinder auf dem Schlachtfeld ihrer Großväter finden, Hoppehopperreiter.

Von der Axel-Springer-Straße in die Kommandantenstraße. Kommandante Springer. Er war erst 33, als er seinen Verlag gründete, 36 als er das "Hamburger Abendblatt" hatte, gerade 40 mit der Bild-Zeitung, die Alt-BRD ist gar nicht denkbar ohne ihn; als wir riefen "Enteignet Springer!" meinten wir wohl nicht ihn. Was? Ich habe es vergessen, um nicht prüfen zu müssen, ob ich damals im Irrtum war oder jetzt. Es ist wie mit Fechter. Ich zähle 12 Kräne. Der Wind ist kalt. "Bundesbauamt Berlin II Bauleitung Bundesdruckerei". Eine postmoderne Beliebigkeit:

Produktionsgebäude für Geldscheine aus Deutsch-Mark, Briefmarken, das Bundesgesetzblatt. Herren in schwarzen Mänteln halten die Terminkalender mit gefalteten Händen vor den Bauch. Sie kontrollieren, ob die anderen arbeiten, Know-how-Träger, "Symbolanalytiker", unser Rohstoff. Der wüste Parkplatz gilt angeblich nur für Anwohner mit dem Anwohner-Parkausweis Zone 2. Die anderen müssten sich Zettelchen aus dem Automaten holen: "Betriebsbereit. Bitte zahlen", niemand fühlt sich angesprochen. Gegenüber, fast an der Alten Jakobstraße, etwa da, wo der Stadtkommandant wohnte, nach dem die Straße benannt ist, das "Mode-Centrum Berlin Mitte", im Hausdurchgang aus Metall ein nackter Mann mit flehenden Händen: Er muss angezogen werden; "Fabrikverkauf" um die Ecke: "Damenmode für jedermann": ironische Widersprüchlichkeit der Wortwahl.

Um die Ecke in die Stallschreiberstraße. Nur auf der Kreuzberg-Seite Häuser, auf der Mitte-Seite Brache, der Wind pfeift durch das trockene Unkraut. "Privatgrundstück" ist angeschildert, darunter aber in kleinen Buchstaben: "Bundesvermögensamt 2": ein Staatsgrundstück also in Wirklichkeit, enteignet von den einen, nicht zurückgegeben von den anderen, immer deutscher Staat. Die gepflasterte Stallschreiberstraße liegt in Kreuzberg, eigentlich ein Sandweg in Mitte, Familien von Krähen am Boden, sie weichen mir kaum aus, warten, dass ich weiter gehe, beobachten, krächzen heftig, dann schweigen sie, ich werde ihnen gleichgültig.

Der Alexandrinenstraße, die ich nun erreiche, würde ich ihren alten Namen zurückgeben: "Die Demmerung", das würde ich lesen als den Namen des Zwischenbereichs zwischen Tag und Traum (und nicht als den Damm, der vor Jahrhunderten den langen Weg befestigte). Wo das Schild steht "Feuerwehruzufahrt und Anleitemöglichkeit für Mittelwohnungen", das mich aus dem Schatz bürokratischer Wortschöpfer mit einem neuen Wort beschenkt, verweile ich, um die Brachfläche in mich aufzunehmen, in die nur die Halle der Grundschule in der Luisenstadt hineinragt. "Rot Front lebt" ist angesprayt, der Text widerlegt sich selbst. Die Stadtbrache ist ein zeitliches Denkmal, in ein paar Jahren wird es fort sein, die Stallschreiberstraße ist Jahrhunderte alt, längst weiß niemand mehr, was ein Stallschreiber war, die Stadt ist dauerhafter als ihre Beherrscher. Die Sebastianstraße gleicht der Stallschreiber-, Häuser in Kreuzberg, in Mitte Brache. Umgeben von undurchsichtigen Sistra-Wänden ein Containerdorf, ein Lager, TV-Schüsseln ragen hervor: Hier wohnen die Arbeiter. Unter silbrig-blau glitzernden Aluminium-Fähnchen eine Gebrauchtwagen-Schau. Viele Reifenspuren im Sand: wie auf dem Manövergelände, Manöver des Kapitalismus, zuerst kommt er mit Autos.

Jetzt stehe ich, neben einem Bodengitter "made in GDR", direkt über der U-Bahn, Zug-Geräusche dringen herauf, der Boden zittert. Über die Heinrich-Heine-Straße weiter durch die Sebastianstraße, die Kreuzberger Seite sieht jetzt aus wie aus dem Lehrbuch der Baustile. "Suchen Sie was?" ruft aus einem oberen Stockwerk ein Mann, als er mich die Fassade betrachten und schreiben sieht. Öffentliches Schreiben erweckt schnell Aufmerksamkeit. "Nächstes Mal fragen Sie bitte, bevor Sie unsere Blätter wegschmeißen" steht auf dem Glas eines Schaukastens vor den Baracken der Neuen Waldorfschule, der Text gefällt mir in Schreibweise und Formulierung, das Bundesbauamt hatte weiter oben kein "bitte" nötig: "Fußgänger andere Straßenseite benutzen", die sich aber nicht benutzen ließ.

Vom Döblin-Platz, vor den Resten der Markthalle VII stehend, habe ich einen weiten Blick in die heran wachsende Mitte, hinten die bunten Häuser der Heinrich-Heine-Straße, rechts im nahen Horizont die Fassade der Michaelikirche mit dem ragenden Engel, der trotz allen Unheils, das er in dieser Gegend gesehen hat, nicht auf- und davongeflogen ist. Auf der Straßenbrücke zwischen Legien- und Leuschnerdamm verweile ich, hinter und vor mir eine der schönsten Stadtanlagen Berlins: Urbanhafen, Wassertorplatz, Oranienplatz, Engelbecken, am Ende die Michaelikirche mit dem treuen Engel. "Lebt und lest" ist gegenüber angesprayt.

Grafik: [Virtuelle-Mauer-Berlin.de](http://Virtuelle-Mauer-Berlin.de)

**Aus: Spaziergänge in Berlin (1990er Jahre)**

---

# Das alte Dreilinden

Noch immer findet man in Berlin längst vergangene Orte, obwohl die doch im Bewusstsein sehr vieler Menschen mal eine wichtige Rolle gespielt haben. Vorbei, Geschichte, wenn auch eine gar nicht so alte.

Mit der Gründung der DDR 1949 wurden die Ränder West-Berlins zur Staatsgrenze, schon lange vor dem Mauerbau. Wer von Ost nach West oder andersrum wechseln wollte, musste nun Kontrollen über sich ergehen lassen. Genau wie auch die Reisenden zwischen West-Berlin und der Bundesrepublik. Dazu wie auch an der AVUS, nahe der Kolonie Dreilinden, die zur Gemeinde Kleinmachnow gehört. Damals führte die Autobahn, aus dem Grunewald kommend, hinter dem Zehlendorfer Kreuz in das Gebiet der DDR. Die AVUS verlief weiter westlich und nach mehreren hundert Metern überquerte sie nochmal ein kleines Stück West-Berliner Gebiet, direkt am Ortsteil Albrechts Teerofen. An dieser Stelle, direkt am Teltowkanal, entstand der Kontrollpunkt Dreilinden. Praktisch hieß das, dass Autos aus Zehlendorf kommend ohne Kontrolle in die DDR einfuhren, durch ein abgesperrtes Gebiet bis zu "Albrechts Teerofen" und erst dann - von West und Ost - bei der endgültigen Einfahrt in die DDR kontrolliert wurden. Auf DDR-Seite hieß der Kontrollpunkt GÜST (Grenzübergangsstelle) Drewitz, die Berliner Seite, von der US-Armee betrieben, nannte ihn Checkpoint Bravo. Das war jedoch nicht der, dessen einst bunte 60er/70er-Jahre-Architektur noch heute steht. Denn 1969 wurde die AVUS ein paar hundert Meter weiter nach Osten verlegt, so dass sie nach dem ersten Verlassen West-Berlins nur noch durch ostdeutsches Gebiet führte ([auf diesem Stadtplanausschnitt](#) kann man beide Streckenverläufe sehen).

Wer heute noch Zeugnisse der alten Anlagen sucht, hat Chancen, aber sie liegen versteckt. Mitten im Wald erkennt man noch gut den Verlauf der alten AVUS, eine Brücke führt darüber, die jedoch langsam verfällt. Am Ende dann findet man die letzten Relikte: Noch erkennbar sind auf dem Asphalt die Markierungen "PKW" und "BUS LKW" zu erkennen, hier aber fährt schon lange kein Auto mehr. Die einstige Raststätte, teilweise noch aus Holz, verfällt langsam, die Scheiben sind herausgeschlagen, die Wände zertreten. Dabei ist dies das letzte überhaupt noch erhaltene Gebäude, bis 1969 gab es mehrere Kontrollbaracken und andere Häuser.

Die Raststätte hatte nach der Schließung des Kontrollpunkts aber noch ein zweites Leben. Ein Campingplatz wurde hier errichtet, keine Zelte, sondern Wohnwagen, sie standen auf dem sicheren alten Asphalt. Als der Platz 2007 aufgegeben wurde, waren nur noch weniger Camper hier, eine ganze Generation hatte hier ihre Sommer verbracht, die meisten gibt es nicht mehr.

Ein kaputter Schaukasten erinnert noch an diese Zeit, die Kästen für die Stromversorgung, die Markierungen der Claims auf dem Boden, die drei Fahnenstangen, die schon vorher von den Amerikanern aufgestellt worden waren. Und natürlich das Vereinsheim in der ehemaligen Raststätte, das zwar eingezäunt angeblich vom Wachschatz bewacht und geschützt wird, aber wohl trotzdem keine Zukunft mehr hat. So wie der ganze Ort hier, der auf einmalige Weise für die Vergänglichkeit unserer Geschichte steht.

In den letzten Jahren gab es mehrmals Anläufe, das Gebäude zu sanieren und in ein Museum umzuwandeln. Dass das was wird, darf man bezweifeln.

Vom DDR-Kontrollpunkt ist überhaupt nichts mehr übrig. An seiner Stelle steht heute die Lärmschutzwand, die den nicht mehr vorhandenen Campingplatz vor dem Krach der Autobahn schützt.

So kommt man hin:

Mit der BVG vom S-Bhf. Wannsee: Bus 118 Richtung Potsdam bis zum Königsweg Ecke Machnower Straße. Von dort zu Fuß 10 min. über Machnower Straße und Kremnitzufer bis zum Alten Grenzübergang.

Mit dem Auto:

AVUS bis Ausfahrt Kleinmachnow. Stolper Weg links, über den Kreisverkehr, dann Teerofendamm links bis zum Ende. Hier kommt man auch mit den Bussen 620 und 628 hin. In der Verlängerung der Straße 5 min. zu Fuß durch das Gelände kommt man an die alte Autobahn. Zum Grenzübergang gehts dann links lang.

---

# Besonnte Erinnerungen im Herzen der Stadt

In einem früheren Leben war ich Amtsrichter. Ich war 1961 nach Berlin gekommen. Ein anderes Berlin als ein zugemauertes kannte ich nicht. Am liebsten erinnere ich mich an die Zeit als Zivilrichter im Wedding. Das war, als andernorts jede Bundestagssitzung in Berlin als unzulässig angesehen wurde und zur Strafe die Sowjetjäger so dicht über die Dächer donnerten, dass die Scheiben sprangen.

Ich durchwanderte Tage und Nächte lang den Gerichtsbezirk. Dass viele Straßen an einer Mauer endeten, die geliebte Ackerstraße z.B. (weil dort eine Frau wohnte, die ich damals liebte), nahm ich für eine Tatsache außerhalb meiner Zuständigkeit. Wie das Berlin hinter der Mauer aussah, wusste ich nur aus Büchern.

Am Morgen nach dem Tag, an dem die Mauer aufgehört hatte, undurchlässig zu sein, ging ich die Ackerstraße von der anderen Seite her. Der Friedhof der Sophien-Kirchgemeinde an der Pappelstraße [am Pappelplatz, B.S.] gehört seitdem zu meinen liebsten Berliner Plätzen. Vorgestern, am ersten Sommertag dieses Jahres, war ich wieder da. Der Friedhof sieht jetzt viel westlicher aus, verwalteter. An vielen Grabsteinen heißt es drohend: "Nutzungszeit abgelaufen!". "Hier wird klar Schiff gemacht!", sagte die Gärtnerin, der mein zweifelnder Blick aufgefallen war. Gegenüber im Altdeutschen Ballhaus habe ich vier Tage nach Maueröffnung mit einer schönen jungen Frau Polkas und Rheinländer getanzt. Jetzt ist sie leider berühmt geworden, wohnt am atlantischen Meer, wir müssten Terminkalender bemühen, wenn wir gegenüber der Markthalle Nr. VI Polkas tanzen wollten (und ich dürfte nicht gerade einen einen Gichtanfall haben).

Die Invalidenstraße ist nun für mich eine Straße der Sehnsucht. Ich beobachte ihre Veränderungen, während ich die Brunnenstraße überquere und am alten Weinberg entlang die Veteranenstraße aufwärts schleiche. Dieser Straßenzug führt in das Herz Berlins. Ich glaube, das Herz Berlins liegt in der Gegend der Zionskirche. Der Platz um die Zionskirche ist bestimmt nicht Berlins schönster Platz (das ist der Gendarmenmarkt; nach Georg Forster: der schönste Platz der Welt), aber einer seiner eigentlichsten.

Eigentlich ist es gar kein Platz, nur Straße um die Kirche herum. An der Ecke zur Swinemünder Straße ist zwar ein langes Substantiv angesprayt, in dem der Kanzler vorkommt. Aber hierher kommt der Kanzler nicht (vielleicht mal zu einer Zionskirch-Erinnerungsveranstaltung, aber diesen Besuch brauchen wir nicht zu registrieren): Hier ist Berlin regierungsfrei. Die Zionskirche hat ihre weltgeschichtliche Rolle hinter sich. Es heißt, sie sei der Dank der Berliner an Gott, weil er den Preußenkönig Wilhelm 1861 vor einem Attentat rettete; was Gott sich dabei gedacht hat, fragen wir lieber nicht, nachdem der König doch seinerseits schon so viele Leute totgeschossen hat und noch so viele totschießen würde, um Kaiser und gütig zu werden. Als die DDR zu Ende ging, wurden hier einige Leute mutig. Davon weiß ich aber auch nichts mehr, als ich in dem Bistro capella Platz nehme und zum französischen Frühstück ein freilaufendes Extra-Ei bestelle. Ich hatte vor, nachher noch zur Schönhauser Allee hinunter zu laufen, vielleicht den alten jüdischen Friedhof zu besuchen, um Joseph Mendelssohn Referenz zu erweisen, der anders als andere Kinder des großen Moses wusste, dass es unter Christen keinen Zweck hat, ins Christentum zu flüchten. Dann habe ich mir's doch anders überlegt, bin den Weg zurück gegangen, um mir von Friseur Michael Rosinke, Invaliden- Ecke Chausseestraße, die Haare schneiden zu lassen im Rahmen seiner "Vernünftipreis-Aktion".

Indem ich in der Station Zinnowitzer Straße wieder in die Unterwelt der U-Bahn abgetaucht bin, dachte ich an Lilli Marleen, die nicht weit von hier (am Stadion der Weltjugend, als es das noch nicht gab) wartete: Ihr Komponist heißt Schultze, wie die Leute, die auf dem Sophienfriedhof ein Erbbegräbnis haben, gleich den Fürsten. Dieser Schultze ist schon überall hingefahren: Früher gegen Engeland, später zum Klabautermann, jetzt wohnt er an einer spanischen Küste und hat wenig begriffen. Als ich jünger war, wunderte ich mich darüber, dass viele Alte so wenig begreifen. Nachdem ich selbst alt bin, bin ich gnädiger mit den anderen Invaliden der Seele, die auch ihre Erinnerungen besonnen.

## Leben an der Grenze

Meine Mutter hat in der Bernauer Straße schon gewohnt in den 30er Jahren, in der Bernauer Str. 14, da bin ick auch geboren. Das war dieses Ruinengrundstück, das da nach '44 war. Da sind wir denn ausgebombt, dann wieder nach Berlin nach der Evakuierung, in die Bernauer Straße 2. Die Nummerierung der Bernauer Straße fing ja erst an der Ackerstraße an, davor war der Friedhof hier zwischen der Bergstraße und Ackerstraße. So 'ne rote Friedhofsmauer, wie sie jetzt noch in der Ackerstraße ist, mit so'n senkrechten Streifen, so war das hier auch. Ick kann mich noch so genau daran erinnern, weil man ja als Kind denn so'n Verhältnis dazu entwickelt, wenn man vom Stettiner Bahnhof kommt und nach Hause geht und denn mehrere Schritte zwischen den einzelnen Pfeilern machen will und die denn zählt.

Das Lazarus-Krankenhaus, wo wir jetzt hier drin sitzen, ist mir natürlich als jemand, der zur Evangelischen Versöhnungs-Gemeinde gehörte, vertraut. Die Versöhnungskirche stand Bernauer Str. 4 und ich wohnte Bernauer Str. 2, Paterre links und die 4 war das Versöhnungs-Grundstück. Da stand die Kirche, das Pfarrhaus, Gemeindehaus und so weiter. Mein heutiger Mann war Pfarrerssohn da, vom alten Hildebrandt, mein Schwiegervater, der war Pfarrer von 1950 bis '61. Das war also unsere Welt und dann sind wir von da eben immer hier rüber ins Krankenhaus gegangen, zum Krankenhaus-Singen. Da sind wir denn hier um elfe, halb zwölf rüber und haben dann hier auf den Stationen gesungen. Natürlich zu den Festen auch.

In der Ackerstraße hatten wir ja noch die Schrippenkirche. Da war auch unser Kirchsaal, da ham wir manchmal mit dem Chor geprobt und auch mal Gottesdienste gehabt in dem Haus. Und die Büros gegenüber. Wir hatten also Westbüros und Ostbüros von der Kirche. Das Kirchengrundstück in der Bernauer 4 war relativ groß, die Kirche stand deutlich zurückgesetzt, davor war freier Raum und da waren die Gemeindehäuser auf der rechten Seite. Und der erste Teil der Gemeindehäuser der beinhaltete das Burckhardthaus, das war eine Ausbildungsstätte für Gemeinde-Helferinnen, über viele, viele Jahre nach dem Krieg. Und der zweite Teil, das war das Gemeindehaus und dann Pfarrhaus und der Kirchenmusiker wohnte da. Also die Gemeindegarbeit war im wesentlichen in Ostberlin, in den Gemeindehäusern. Da war die Bibelarbeit, da war'n die Chorproben, der Konfirmanten-Unterricht, das war alles da. Da war auch der Gottesdienst. Wr hatten nur unabhängig davon, beispielsweise für Abendmusiken oder für spezielle Gottesdienste zusätzlich noch die Schrippenkirche.

Die wesentlichen Erinnerungen, die sich für mich mit der Bernauer und der Ackerstraße verbinden, sind, wenn man zum Beispiel zur Schule musse. Die Schule war erst auf der anderen Seite in der Strelitzer Straße im Westen, da bin ick eingeschult worden, weil es die nächste Schule war. Denn kam aber '53 mit Ulbricht die Tatsache, dass die Ostler aber auch in Ostberlin zur Schule gehen sollten, da musste ich also aus der Schule rausgenommen werden und kam auf die Schule in der Bergstraße. Diese graue Schule, die ist ja immer noch da. Dahin bin ich also bis zur achten Klasse gegangen. Und alles natürlich immer von der Bernauer Straße aus. Und hinterher war's dann die Max-Planck-Oberschule in der Auguststraße und da war mein Schulweg dann jeden Tag durch die Ackerstraße. Sehnsucht, da in die Acker rum, dann den ganzen Friedhof lang, über'n Pappelplatz rüber, Schröderstraße. Also insofern umkreist man den Bereich dann immer. Aus der Zeit der Bergstraßen-Schule und in die Zeit fiel auch der 17. Juni. Und da war dann die Sache, dass man von der Bernauer Straße in die Ackerstraße nicht mehr reinkam, weil das alles gesperrt war, auch die Bergstraße. Da wurde Ost- von Westberlin das erste Mal dann abgeriegelt. Und wir hatten dann nur die Möglichkeit über die Brunnenstraße. Das war nach dem 17. Juni '53, aber nur zeitweilig. Da war dann Polizei, da war nischt zu machen.

Überhaupt war das interessant zu sehen, zuerst war das ja die Sowjetzone, dann der sowjetische Sektor von Berlin

und denn wurde es der demokratische Sektor von Berlin nachher. Und immer wurden dann die Schilder gewechselt, in der Ackerstraße. 'Sie verlassen jetzt den demokratischen Sektor von Berlin'. Diese Form der Bezeichnung, die sah man natürlich an der Ackerstraße immer ganz besonders. Sowie also die Bezeichnung des Ostsektors sich änderte, wurde auch immer entsprechend der offiziellen Variante die Beschriftung des Schildes geändert. Denn waren da die Vopos und die Zoll-Leute, die da standen, die Ackerstraße war ja 'ne Grenzstraße. Da war ja zuerst der völlig durchgehende Verkehr, wie das so üblich war, zu Friedenszeiten. Dann eben die Markierung, die Tatsache, dass da Schilder standen und man wusste, wo man ist. Und dann sollte als nächstes der Fahrverkehr unterbunden werden und dann hatten die Folgendes gemacht: Da haben die hier in der Ackerstraße und in den übrigen Straßen dann einen Stamm quer über die Straße gelegt und in Asphalt eingebettet, so konnte dann da kein Auto mehr rüberfahren, Fußgänger natürlich schon und Fahrräder. Und dann kam eben am 17. Juni zum ersten Mal die Situation für uns aus der Bernauer Straße, dass wir nicht mehr durch die Ackerstraße durch konnten, weil abgesperrt war. Das war aber nur zeitweilig. Um dann in die Bergstraße zur Schule zu kommen, musste ich erstmal über die Strelitzer bis zur Brunnenstraße, da kam man durch, dann ganz hinten wieder runter durch die Rheinsberger, so kam man dann da durch.

Die Grenze war ja in der Bernauer Straße die Häuserfront. Um das mal deutlich zu machen: Wenn wir aus'n Fenster gekiekt haben, war'n wir mit dem Kopp im Westen, versteh'n Sie? Wir hatten in der Bernauer Straße die schöne Situation, wir wohnten auf der Ostseite und wenn wir das Haus verlassen haben, waren wir im Westen. Und wenn wir, was ja üblich war an Regelung für die Ostberliner, den Tagespiegel kaufen wollten, für Ostgeld, dann konnten wir das drüben auf der anderen Straßenseite im Laden tun. Wir konnten auch zur Brunnenstraße zu Pico gehen und konnten uns da Schuhe kaufen und mit dem Pico-Luftballon, den man dann da kriegte, auch nach Hause gehen. Jeder andere Ostdeutsche oder Ostberliner der da rüber gegangen ist, der durfte das ja überhaupt nicht, sondern der musste, wenn er sich da Schuhe gekauft hatte, die erstmal einstauben, dass sie alt aussehen und die anderen wegschmeißen und dann versuchen, in den Osten zurück zu kommen. Und Pico-Luftballons, das ging schon gar nicht.

Schwierigkeiten hatten wir also vor allem, wenn wir rüber in'n Osten wollten, denn immer wenn wir nach Ostberlin rein wollten, mussten wir die Grenze passieren. Das war also eine völlig absurde Situation, wenn wir beispielsweise eingekauft haben, zum Beispiel für die Festtage 'ne Ente, dann mussten wir die Grenze passieren. Und da war's ja dann lange so, nachdem primär gesagt wurde, der kluge Westberliner kauft in der HO, wurde gesagt, Westler dürfen nicht für Ostgeld im Osten kaufen. Und dann mussten wir immer mit'm Ausweis einkaufen und wenn wir dann vom Einkaufen im Osten kamen, haben die uns an der Grenze kontrolliert. Und dann hatten wir den Ausweis, da stand dann drin Bernauer 2, aha, das ist ja gleich hier um die Ecke rum. Wir hätten schmuggeln können wie die Wilden, versteh'n Sie. Also das war die Grenzsituation.

Die Bernauer Straße war ja die Grenzstraße und in der Ackerstraße hörte der Ostteil auf und dann begann der Westteil. Und auf der Ostseite waren dann immer die Volkspolizisten und drüben standen die Schupos, also die Westberliner Polizei. Und Heiligabend sind wir denn nach dem Fest in der Versöhnungskirche mehrere Jahre lang nochmal los gelaufen, mit 'n paar Leuten vom Posaunenchor und haben dann praktisch 'ne kleine Bescherung gemacht. Wir haben geblasen an der Grenze, und 'n paar Gaben für die Ostpolizisten und für die Westpolizisten. Für uns war dann auch noch wichtig die Ackerhalle. Wir hatten ja noch 'n Karnickel hinten auf'm Hof und da war so 'n Vorbau und da hatten wir unser Karnickel, das haben wir da groß gezogen. Und dann sollte das geschlachtet werden, dann rein in Rucksack damit und in die Ackerhalle zum Schlachter. Der hat das dann geschlachtet, aber von uns hat das dann keiner gegessen.

Die Abhauerei in der Bernauer Straße war ja relativ einfach, da ja da keiner hin konnte von den Vopos, war es so. Über uns, Meiers, 1. Stock, Bernauer Str. 2, haben sich regelrecht einen Umzugswagen bestellt und dann ihre ganzen Möbel rausgetragen. Und das war dann die Republikflucht. Aber das Schärfste war, in der Bernauer zwischen der Acker und der Strelitzer da war noch 'n Kuhstall, sowas hatten wir ja früher auch noch hier, mit Kühen drin und

andern Viehzeug drin. Die sind auch abgehaun, mit Kühen und allem. Den hatten die Vopos zwar 'ne Tür hinten reingehauen, dass sie kontrollieren konnten, aber die ham 'se einfach zugemauert. Und als die Vopos das gemerkt hatten, mussten die erstmal die Mauer wieder aufbrechen und so, aber da war'n die dann schon weg. Das war wirklich originell damals in der Gegend.

Also dann 1961, da wurden ja die Grenzen zugesperrt. Ich selber war gerade im Urlaub, zu der Zeit waren Ferien, ich war gerade 20 und habe studiert und hab dann in Dresden gehört, dass gerade die Mauer gebaut werden soll. Da bin ich am 14. August dann gleich nach Berlin zurück und konnte aber mit meinem Ausweis noch nach Westberlin. Ich konnte da rum, sonst hätte ich ja nicht in die Wohnung gekonnt. Die konnten ja nicht sagen, die Mauer ist jetzt zu, Sie bleiben hier und ihre Sachen müssen wir leider mit sprengen.

Aber von hinten hatten die Vopos in den 50-er Jahren schon Durchgangsmöglichkeiten geschaffen, aber Sie kennen ja ungefähr die Verhältnisse hier im Kiez. Da war alles kolossal verbaut, mit engen Höfen und großen Mauern und Ställen und so wat. In der Bernauer 2 hatten wir so 'nen kleinen Hof, da ham'se so 'ne Tür durchgebrochen, durch irgend welche Gänge kamen wir dann irgendwo am Friedhof in der Ackerstraße raus. Am Elisabeth-Friedhof. Da war dann die Tür, wo die Leute alle durchmussten in den Wochen nach dem 13. August. Das war dann von der Strelitzer Straße aus und von der Ackerstraße über'n Friedhof die einzige Möglichkeit, an die Wohnhäuser ranzukommen. In der Tat, wenige Tage nach dem 13. August sind dann zunächst erstmal die Haustüren in der Bernauer Straße zugemauert worden und man konnte nur noch hinten durch den Friedhof und die Höfe in die Häuser.

Direkt nach dem 13. August mussten wir aber über die Brunnenstraße, da hatte die Grenze einen Übergang. Wir mussten dann zuerst da immer außen rum, das war 'ne völlig absurde Situation. Ich erinnere mich auch deswegen so genau daran, weil am 14. August ein Patenkind von mir in Westberlin, das hatte gerade den einjährigen Geburtstag. Da sind wir dann, weil ich ja nun gerade da war, mit den Eltern nachmittags zum Geburtstag gefahren. Die, die da nicht so genau durchsahen, haben sich natürlich gewundert, dass da überhaupt noch eener aus'n Osten rüber kam. Und mein Vater, der immer sehr lustig war, der hat gesagt, das nächste Mal kommen wir dann zur Einsegnung. Da haben sich alle drüber amüsiert. Und im Endeffekt war's dann tatsächlich so, mein Vater und meine Mutter als Rentner konnten die dann auch rüber. Aber ich als Patentante, da war dann 1974 gar nicht dran zu denken.

Also, am Anfang konnte man da noch 'ne Weile durch, dann wurden die Türen und dann die Fenster zugemauert, im Paterre. Wir wohnten ja Paterre, das war dann das nächste. Dann sind wir ausgezogen, also umgezogen, mit Kampfgruppen, aus der Bernauer Str. 2 in die Bernauer Str. 10, wo gerade aus'm ersten Stock sich jemand abgeseilt hatte. Da sind wir dann ringekommen. Denn wohnten wir auf einmal 'ne Etage höher, weil unten alles zugemauert war. Dis war dann nur 'ne Zwischenphase, bis Ende September, wo wir noch da gewohnt haben. Und denn wurden wir endgültig aus der Bernauer Straße alle umgesiedelt in irgendwelche anderen Wohnungen. Aber vorher das war die Zeit, als man nicht mehr in die Bernauer Straße in den Westen rein konnte, aber immer noch reinkucken konnte. Und deshalb konnten auf der Straße die Verwandten und die Freunde alle kommen und dann konnte man sich wenigstens unterhalten. Dann konnte man auch was runter nuddeln und was hoch nuddeln. Mein Bruder, mein einziger Bruder, hat sich im September noch mit seiner Frau aus dem ersten Stock in der Bernauer 10 abgeseilt, im wahrsten Sinne des Wortes mit der Strippe runter. Nachdem also die Fenster und die Türen zugemauert waren, und wir in der Bernauer 10 gewohnt hatten, wollte mein Bruder dann doch rüber nach Westberlin abhauen. Und er hat dann seine Frau informiert in Dessau und dann sind wir mit'm Motarrad zurück gefahren nach Berlin und sie ist mit dem Zug gekommen und die entscheidende Minute war dann in der Ackerstraße. Er hatte ja 'nen Auswes, wo drin stand 'Bernauer Str. 10', aber seine Frau nicht, die war ja aus Dessau. Und jetzt war die Frage, kriegt er sie überhaupt rin in das Haus Bernauer 10, um mit ihr abzuhaun oder nicht? Und da war dann die Entscheidung in der Ackerstraße, da am Fiedhofseingang. Die Vopos haben sie da bequatschen können und deshalb durften die dann über'n Friedhof ins Haus und so konnten sie dann abhauen. Das war ne Schicksalsstunde in der Ackerstraße, das sag ich Ihnen.

Natürlich gabs auch eine Diskussion, als man noch rüber konnte, ob man nun auch in den Westen geht. Aber ein Teil der Gemeinde war ja nun hier im Osten, man war ja auch eingebunden in vielfältige Beziehungen, die Kollegen, Kommilitonen, Kameraden und Freunde aus dem Bereich. Ich war ja auch da in der Schule, da waren die ganzen Freunde. Das war auch schon etwas getrennt in den Jahren. Außerdem kannte ich ja auch den Westen, hab auch 'ne Weile am Zoo gearbeitet, da in einer Gaststätte und hab schon gemerkt, dass es da nicht besser ist. Wenn man vielleicht mehr Wert gelegt hat auf's Geldverdienen, dann vielleicht, aber mir war was anderes wichtig, das waren die Freunde und darum bin ich nicht rüber. Das war immer klar.

Im Herbst sind wir dann umgezogen, das war nun furchtbar. Am Sonntag, frühmorgens um sechse, wir schliefen noch, da klingelte es. Da kamen Kampfgruppen, rumms, gleich die Türen und Fenster besetzt und wir mussten uns in deren Anwesenheit dann anziehen, weil die immer erlebt hatten, dass die Leute dann doch noch aus'm Fenster gesprungen sind. So sind wir dann umgezogen, also aus dem Nichts heraus, ohne entsprechende Vorbereitungen. Die haben gesagt, jetzt wird gepackt, jetzt wird umgezogen und wir wussten überhaupt nicht wohin. Das is'n köstliches Gefühl, wenn man auf einmal seine Sachen packen muss. Und dann hatten sie unsere Ausweise eingesammelt und wollten uns in die Kleine Alexanderstraße bringen. Aber die kannte ich nun und das war wirklich so 'ne Bruchbude. Da hat meine Mutter, die eigentlich ein ruhiger Mensch ist, so'n Theater gemacht, dass sie gesagt haben, gut wir suchen was anderes. Dann alles auf den LKW rauf und suchen, wo noch was frei ist. Wir sind dann in der Neuen Schönhauser gelandet.

Die, die dann unsere Sachen sortiert haben, haben natürlich auch gleich mal die ganzen Bücher durch geguckt, ob nicht vielleicht was staatsgefährdendes dabei ist. Und da haben'se dann nen extra Stapel gemacht, wo die ganzen schlimmen Bücher drauf lagen. Und mein Schwager, der hat uns ja auch geholfen beim Runtertragen, der sah dann diesen Stapel da stehen hat den komplett mit runtergenommen und weg war er. Nicht mit Absicht, einfach nur so.

Wir konnten es damals ja nicht glauben, also das mit der Mauer, dass das lange so bleibt. Ich hatte ja erzählt, ich war eigentlich im Urlaub und ich bin dann auch wieder runtergefahren, hatte gedacht, na das werden wir erst mal sehen. Na ja. Aber das kann man sich ja jetzt schon wieder kaum vorstellen.

Kurz bevor die Mauer gebaut wurde, hatte mein Schwiegervater gerade noch den Dachstuhl von der Versöhnungskirche, also das Turmdach, erneuert, das war picobello in Schuss. Und die Kirche ist dann vor sich hin verrottet. Wir sind danach immer hin gepilgert in die Bernauer, hinten auf den Elisabeth-Friedhof, haben von da Aufnahmen gemacht. In die Strelitzer Straße, da hatten wir ein bestimmtes Treppenhaus, wo man hinten rauskicken konnte und da sind wir denn immer in zweiten Stock hoch und haben die Aufnahmen gemacht in den Todesstreifen rüber. Und da sind wir denn immer ruff, weil man da blendend Aufnahmen machen konnte. Aber als denn die Kirche gesprengt werden sollte, das hat mir denn doch keine Ruhe gelassen. Und da bin ich denn hingefahren und wollte in meinen Hausflur in der Strelitzer Straße, aber das war dann alles besetzt von der Volkspolizei. Und denn bin ick in die Rheinsberger rin und gleich neben der Schule, da konnte man noch durchkucken. Da hab ich 'ne Lücke gefunden und in dieser Lücke stand die Kirche. Und ick steh da alleene im Hausflur und auf einmal, wer kommt da? Mein Mann! Der hat dit auch nicht ausgehalten. Wir hatten das überhaupt nicht abgesprochen. Der hat dann auch gesucht und keine andere Stelle gefunden. Denn haben wir da gestanden und gewartet, bis sie gesprengt wird. Und denn hab ick da drei Bilder gemacht, einmal wie se steht, einmal wie sie kippt und wie alles irrer Staub ist.

### *Regine Hildebrandt*

(Regine Hildebrandt hat ihre Kindheit und Jugend direkt an der Grenze verbracht, in der Bernauer Straße, direkt neben der Ackerstraße. Später wurde sie Sozialministerin in Brandenburg, im Jahr 2001 starb sie an Krebs. Kurz vorher habe ich mit ihr ein Gespräch für ein Buchprojekt geführt.)

---



# Kohlhasenbrück

Inwieweit der Zehlendorfer Ortsteil Kohlhasenbrück mit der Geschichte des Kohlhaas zu tun hat, ist ungeklärt. Heinrich von Kleist jedenfalls setzte mit "Michael Kohlhaas" 1810 einem Mann ein Denkmal, der bei einem Überfall auf den Boten des Kurfürsten Joachim II. einen Silberschatz erbeutet hatte und am 22. März 1540 hingerichtet wurde. Tatsächlich hieß er Hans Kohlhase, allerdings weiß man nicht, ob er aus dem Ort stammte oder aus Cölln, wo ein Mann gleichen Namens lebte. Unter der nahen Bäkebrücke soll noch immer der gestohlene Silberschatz vergraben sein.

Sicher ist, dass Kleist eine Verbindung hier her hatte, nahe der Havel und des Wannsees. Aber auch eine verhängnisvolle: Am Kleinen Wannsee setzte der Dichter gemeinsam mit Henriette Vogel am 21. November 1822 mit zwei Pistolenschüssen seinem Leben ein Ende. An ihren Tod erinnert ein kleiner Park. Wer sich Kohlhasenbrück von dort aus nähert, kommt an seinem Grab vorbei.

Kohlhasenbrück ist Potsdam näher als Berlin und lag während der Teilung der Stadt im Dornröschenschlaf. Hier in den tiefen Süden Zehlendorfs führte nur noch eine Straße aus Richtung Wannsee hinaus. An der Bäkebrücke teilte sie sich auf, ein Weg führte zur Exklave Steinstücken.

An der anderen Straße liegt Kohlhasenbrück. Hier fließt der Teltowkanal, der wenige hundert Meter weiter westlich in den Griebnitzsee mündet. An Stelle des Kanals befand sich bis 1900 das Flüsschen Telte oder Bäke. Wie der Name des Ortes andeutet, befand sich hier einst eine Brücke, etwa am heutigen Königsweg wurden auch entsprechende Pfahlreste gefunden. Hier steht auch die "Kohlhas-Eiche", die allerdings nicht mehr der Original-Baum ist. Dieser war etwa 1000 Jahre alt, hatte einen Stammumfang von über vier Metern und fiel 1870 einem Blitzeinschlag zum Opfer. Die jetzige Eiche wurde in Erinnerung an Kohlhas am 2.9.1873 gepflanzt, an ihr befindet sich noch heute eine Metall-Erinnerungstafel aus dem Jahr 1913.

Hinter Kohlhasenbrück geht es weiter zur alten Siedlung Albrechts Teerofen, an der sich einige Jahre der erste Kontrollpunkt Dreilinden befand. Ausgang des 16. Jahrhunderts wurde beim Teerbrenner Albrecht Kienöl für Druckereien, Holzkohle für Gießereien, Pech für Schiffsbau und Teer als Wagenschmiere erzeugt. Doch mit dieser Geschichte geht man heute nicht sehr sorgsam um. Der alte "Teerofen" ist heruntergekommen. Der Zahn der Zeit nagt unerbittlich an diesem geschichtsträchtigen Gebäude, das früher auch Ausflugslokal war. Heute ist das Gelände Privatbesitz. Schilder warnen vor dem Betreten.

Viel weiter kommt man auch heute nicht. Auf dieser Seite des Teltowkanals verläuft die Autobahn Richtung Berliner Ring, links auf der alten Autobahnbrücke mit dem Kontrollpunkt kann man sich zu Fuß durch ein kleines Gittertor auf den ehemaligen Todesstreifen durchzwängen. Einige hundert Meter weiter die einstige Autobahn entlang erreicht man den kleinen Ort Dreilinden, der zur Gemeinde Kleinmachnow gehört.

---

## Wilde Jahre im Spreebogen

Wer heute im Spreebogen-Dreieck zwischen Hauptbahnhof, Kanzleramt und Reichstagsgebäude steht, kann sich kaum vorstellen, wie es hier noch vor einigen Jahren aussah. Bevor die Bundesregierung nach Berlin zog und mit ihr auch die Bürokraten und Glasfassadenanzugträger, die heute das Regierungsviertel bestimmen. Die Menschen, die neuen Gebäude, die ganze Gegend, alles ist steril und abwaschbar.

Zu Mauerzeiten lag der Spreebogen fast im Niemandsland. Am Nordeingang des Reichstags ging es zur Ausstellung "Fragen an die deutsche Geschichte", Pkws und Touristenbusse teilten sich den Parkplatz, ein Abstecher zum Ufer der Spree gehörte mit zum Programm. Die Kreuze erzeugten eine Gruseligkeit.



Aber wenige Meter weiter begann der Urwald. Zwar noch auf West-Berliner Gebiet gelegen trauten sich die Besucher meist nicht weiter hinein. Vor allem in den Abendstunden trafen sich hier diejenigen, die mit Reichstag und Tourismusattraktionen nichts zu tun hatten. Wir Kiffer, Hippies, Schwulen und Treber feierten nachts am Ufer, den Blick zum Mauerstreifen, der hier so manchem Sozialismus-Enttäuschten das Leben gekostet hat. Wir aber genossen die abendliche Ruhe, zeigten auch mal einen nackten Hintern Richtung Osten und relaxten oder feierten manche Nacht hindurch.

Statt hell erleuchteter Politzentralen und Hauptbahnhofsarchitektur herrschte Dunkelheit, ausgenommen natürlich den ewig beleuchteten Todesstreifen. Der alte Lehrter Stadtbahnhof und das daneben gelegene Paketpostamt verströmten eine gemütliche Ruhe, manches mal schliefen wir am Lagerfeuer ein. Ab und zu störten zwar Polizeistreifen oder die Amis mit ihren Jeeps, aber die waren auch schnell wieder weg. Öfter dagegen kamen die Männer. Sie trieben sich in den Büschen herum, anfangs wussten wir gar nicht, was sie dort tun. Manche von ihnen waren mutig, sie setzten sich zu uns und sagten ganz offen, dass sie hier sind, weil sie Sex suchen. Einige waren jeden Abend hier, man kannte sich dann schon und trank auch zusammen. Es waren zwei verschiedene Welten, die sich an diesem Punkt trafen, aber die sich gegenseitig tolerierten und einige von uns verschwanden auch mal mit einem anderen im Gebüsch, das Unbekannte wurde erforscht.

Nur ein paarmal gab es richtig Stress, als Rechtsradikale das Gelände für sich entdeckten und abends dort ihre merkwürdigen Kriegsspiele machen wollten. Sie bedrohten uns immer wieder, es gab auch kleinere Auseinandersetzungen. An einem Sommerabend wollten sie es wissen und griffen uns mit etwa 20 Mann an. Sie hätten sich lieber vorher umschaun sollen, denn gerade an diesem Tag hatten wir eine große Party mit sicher 150 Leuten. Dass es auf ihrer Seite keine Schwerverletzten gab und dass keiner von ihnen in die Spree geworfen wurde, lag nur daran, dass wir nicht solche Schläger waren wie sie. Wir schlugen sie zwar zurück, wollten aber keine Eskalation. Seitdem hielten sie sich vom Spreebogen fern.

Nach dem Fall der Mauer war die Idylle schnell vorbei. Lange bevor die Bauarbeiten zur schönen neuen Regierungswelt begannen, wurde das Gelände gerodet, Touristen entdeckten es und immer mehr Berliner kamen auf ihrem Mauerspaziergang hier entlang.

Es gibt viele Stellen in Berlin, die durch die Ereignisse 1989/90 und der darauf folgenden Entwicklung verschwanden und neu erstanden, ohne jeden Bezug auf das Gewesene. Bei manchen ist es nicht schade, andere vermisst man schon. Der Spreebogen aber gehört zu den Orten, die eher unter der Oberfläche gestorben sind. Wir nutzten ihn in einer Zwischenzeit. Dass hier einst das Alsenviertel war und stattdessen die "Große Halle" des GröFaZ entstehen sollte, war lange vor unserer Geburt. Nun ist hier alles betoniert, ein Bundestagsbürogebäude steht auf unserem Platz, hell, luftig, großzügig, modern. Nur gemütlich ist es hier nicht mehr.